



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 28. JÄNNER.

Montenegriner-Lied.

Aus dem Mährischen des Davorin.

Mein Land! du schönes Felsenreich,
Wie lieb' ich dich so stark;
Mein Volk, an Wuchs den Tannen gleich,
Dir blieb noch Heldenmark.

Die dunkle Grot'e ist mein Haus,
Das Bett nur Moose mir;
Aus Quellen schöpf' den Trank ich aus,
Mich nährt des Waldes Thier!

Mein Liebchen, wie die Lilie schlank,
Hat schwarzes Lockenhaar;
Es sitzt am steilen Felsenhang,
Und blicket gleich dem Aar.

Ein Lied singt es aus voller Brust —
Ein Lied, wie Silberton, —
Mein Aug' und Herz ist stolzbewußt
Der Inhalt ihm davon.

Sein Kuß, o Himmel! eine West
Gäh' willig ich darum;
Denn Todte selbst macht er befeelt,
Und wandelt Felsen um!

D'rum lieb' ich dich, mein Felsenreich,
So innig und so stark,
Und dich, mein Volk, den Tannen gleich:
Dir blieb noch Heldenmark!

M. Behovar.

Waterländisches.

Die Freiherren und Grafen von Khisel.

Da das Herzogthum Krain die südlichste Provinz der innerösterreichischen Erblande und gleichsam der Uebergangspunkt in das benachbarte Italien war, so läßt es sich auch leicht erklären, daß neben dem einheimischen uralten Adel, wie überall, auch Fremdlinge,

sowohl Deutsche als Italiener, zu verschiedenen Zeiten sich hier niederließen, und allmählig mit zur großen Landesfamilie gezählt wurden. Viele Fremde haben sich als tapfere Parteigänger in den fast dreihundertjährigen Kämpfen wider die Osmanen rühmlich hervorgethan; andere haben als Gelehrte, Künstler oder Handwerker hier eine gastliche Aufnahme gefunden, und oft den Grund zu ansehnlichen Glücksgütern gelegt.

An Belegen zu dieser Behauptung fehlt es besonders in den letzten drei Jahrhunderten durchgehends nicht, und viele derselben lassen sich aus unserem Nationalwerke: „Ehre des Herzogthums Krain“ geschichtlich nachweisen. Unter jenen fremden Ankömmlingen hat das Haus der Herren Khisel den größten Glanz erreicht, und im Verlaufe eines Jahrhunderts die Freiherrn- und Grafenwürde erlangt.

Die Khisel oder Kisel finden wir in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Hofleute am herzoglich bairischen Hofe. Wahrscheinlich wurden sie da mit einigen Gliedern des mächtigen Hauses der Freiherren von Auersperg bekannt, und siedelten sich, nachdem sie die Dienste des Herzogs verlassen, durch die Unterstützung der Auersperge in Krain an *).

*) In der Biographie des berühmten Felden Herward von Auersperg, die Georg von Khisel im Jahre 1575 in der Mantischen Officin zu Laibach erschieben ließ, erwähnt er in Kürze des Ursprunges seines Geschlechtes, und der von dem Auersperg'schen Hause genossenen Huld, und zwar mit folgenden Worten: „Quod propter hereditaria multa magnaue vestrorum majorum in meos collata beneficia maxime debeo. Quae separatim referre, brevitati studens, intermitto, tanta autem esse libenter prolixique fateor, ut maximam partem nostrorum ornamentorum ipsis acceptam referamus, quae tantum annorum intervallo, quo primum nostri majores vestrorum gratiam et auctoritatem sunt secuti, relicta Ducis Bavariae aula huc commearunt, multifariam in ipsos contulerunt. Huc accedit, quod tanta fuit hujus illustris herois (Herwardi ab Auersperg) in patrem meum benivolentia, tantaque observantia, nota ex multorum officiorum conjunctione et quotidiana consuetudine et publicorum munerum societate, in qua viginti totos annos domi militiaeque conjunctissime vixerunt, ut meas partes esse putarem, augere hunc praecel. virum u. f. w.“

Der erste des Rhifel'schen Hauses, der in die Geschichte unseres Vaterlandes verflochten wird, ist Veit Rhifel. Schon im Jahre 1530 erscheint er als Bürgermeister in Laibach, und da er seinem Amte mit Klugheit und besonderer Rechtskenntniß vorstand, so ward er auch in dieser Würde in den Jahren 1531, 1533, 1534 und 1537 bestätigt. Im Jahre 1540 von seinen Mitbürgern neuerdings zum Bürgermeister gewählt, führte er die Geschäfte der Stadt Laibach durch sieben Jahre ununterbrochen fort. Durch weise Sparsamkeit hatte er sein Vermögen ansehnlich vermehrt, was ihn jedoch nicht abhielt, seinem Sohne eine für die damaligen Zeiten vorzügliche Erziehung geben zu lassen. Einen großen Theil seines Vermögens verwendete er zur Erbauung des eine kleine halbe Stunde unterhalb Laibach gelegenen Schlosses Kaltenbrunn *), das er ganz nach dem Geschmacke seines Jahrhunderts einrichten ließ, Dieß Besizthum, sammt der in Steyermark erkauften Herrschaft Gonoviz, trat er seinem Sohne Hans Rhifel ab, an dem er noch die Freude erlebte, ihn mit der freiherrlichen Würde bekleidet und mit dem Erbsenalamte in der Steyermark beehrt zu sehen. So lange er lebte erfreute er sich der besondern Huld des Freiherrn Herward von Auersperg, dessen Fürsprache am Hofe K. Ferdinands I. ein großes Gewicht zur Erhebung des Rhifel'schen Hauses in den Freiherrnstand haben mochte. Wann er mit Tode abgegangen, kann mit Gewisheit nicht angegeben werden, doch lebte er noch im Jahre 1560. Er hinterließ, nebst seinem Sohne Hans, auch zwei Töchter, wovon die älteste, Emerentia, an Johann Baptist Balvasor vermählt war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Schloß Kaltenbrunn, hart an dem Wasserfalle des Laibachflusses gelegen, war, obgleich in der Ebene erbaut, doch gegen jeden Ueberfall, den etwa eine türkische Horde versuchen sollte, ziemlich geschützt. An seiner Südseite bespülte es der Fluß, die übrigen Seiten waren durch einen breiten Wassergraben geschützt. An der Nordseite dienten die beiden vorspringenden Thürme zur nachdrücklicheren Wehre. Die Lage des Schlosses war unkreitig recht gut gewählt, denn im Süden gewährte der romantische Wasserfall, gegen Norden die malefatische Höhe der norischen Alpenkette, und gegen Abend die Spitzen der Kirchenthürme und die Zinnen des Schlossberges der benachbarten Stadt eine bezaubernde Aussicht. Noch jetzt prangt ob dem Thore ein alter Gedentstein mit folgender Inschrift:

Dis Gepeit angefangen war
Als man jält MDXXVIII jar
Durch Veit Risl mit guten Rat
Und Hans Weisheimers Hif und That.
Got well das Haus wol bewaren
Nichts argß lassen widerfaren,
Wo Got das nit behuet vor Nacht
So ist umbsunß all unser Wacht.
Damit bleibß es in Gottes Hand
Zum Kaltenbrunn ist es genannt.
1557.

Darunter befinden sich drei Wappen, und zwar in der Mitte das Wappen Hans Rhifel's, zu beiden Seiten aber die seiner beiden Gemahlinnen, der Freitin Marie Paradeiser und Anna's von Lichtenberg.

Criminalfall.

Einen sehr unerwarteten Ausgang hat in London vor Kurzem eine Criminaluntersuchung genommen, die lebhaft besprochen wird. Ihre Hauptzüge sind diese: Ein Gentleman hinterließ ein bedeutendes Vermögen und ein einziges Kind, eine Tochter, zu deren Vormund und gleichzeitig zum Testamentsvollstrecker er seinen Bruder ernannte. Sollte das Mädchen, das bei des Vaters Tode achtzehn Jahre alt war, unverheirathet, oder, wenn verheirathet, kinderlos sterben, so sollte das ganze Vermögen dem Bruder oder dessen Leibeserben zufallen. Diese Willensverordnung fand bei den mütterlichen Verwandten des Mädchens insofern Anstoß, als sie das pecuniäre Interesse des Oheims für unvereinbar achteten mit dem Leben der Nichte, und ihm deshalb wolmeinend riefen, das Mädchen wenigstens nicht unter seinem Dache zu behalten. Sey es nun, daß die Verwandten wirklich jedem etwaigen Verdachte vorzubeugen wünschten, falls die Nichte sterben sollte, oder daß sie in der That Gefahr für dieselbe befürchteten, gewiß ist, daß sie einige, dem Oheim sehr nachtheilige Gerüchte in Umlauf setzten, und eben so gewiß, daß der Oheim sich darum nicht kümmerte, seine seitherige Wohnung mit einer andern in der Nähe des Eppingwaldes vertauschte, seine Nichte mit sich nahm und diese drei oder vier Monate später abhanden kam. Der Oheim selbst hatte hievon unverzüglich Anzeige gemacht. Weil sich indessen ergab und der Oheim auch einräumte, daß er an demselben Tage, wo seine Nichte verschwunden, mit ihr in das Gehölz spazieren gegangen und ohne sie zurückgekommen sey, wurde er gefänglich eingezogen und an die eben versammelten Assisen abgegeben. — Bei dem Verhöre wiederholte der Onkel die frühere Angabe, mit seiner Nichte ausgegangen und ohne sie zurückgekehrt zu seyn, versicherte jedoch, daß sie auf dem Heimwege, Blumen pflückend, hinter ihm zurückgeblieben, daß, sobald er sie vermist, er sie gerufen und gesucht, aber weder Antwort erhalten, noch sie gefunden, auch anderwärts vergebens nach ihr geforscht habe, und er schlechterdings nicht wisse, wo sie sey, oder was aus ihr geworden. Alles dieß konnte wahr seyn, jedenfalls klang es etwas unwahrscheinlich; der Punkt des pecuniären Interesses kam hinzu, die ungünstigen Gerüchte wurden vorgebracht, die Seitenverwandten traten auf und sprachen von der Dringlichkeit wie von der Erfolglosigkeit ihrer warnenden Vorstellungen, und es ist kaum ein Zweifel, daß schon auf diese Verdachtsgrün-

de die Geschwornen ihr »Schuldig« gebaut haben würden. Sie sollten es noch unbedenklicher thun können. Glaubwürdige Zeugen bestätigten, daß ein in der Nachbarschaft wohnender Herr, der wenige Tage, ehe die Nichte vermißt worden, nach Schottland gereist sey, sich um sie beworben und ihr Jawort erhalten, daß der Dheim sich über diese Verbindung zu wiederholten Malen sehr mißbilligend geäußert, und daß die Nichte deshalb oft geweint und ihn sogar eines Mißbrauchs seiner Gewalt beschuldigt habe. Der Dheim konnte die Richtigkeit dieser Angaben nicht läugnen. Noch mehr vereinte sich, den Verdacht des Mordes gegen ihn zur Evidenz zu machen. Eine Frau erschien und beschwor, daß sie an dem Tage, wo die junge Dame vermißt worden, früh gegen elf Uhr durch den Wald gegangen und in der Entfernung zwei sehr laute Stimmen gehört. Ehe sie noch Jemand ansichtig worden, habe eine der Stimmen gerufen: »bring mich nicht um, Dheim, gebt mir nicht den Tod!“ gleich darauf habe sie einen Schuß vernommen und von Angst ergriffen sich eiligst entfernt. Die Geschwornen erklärten hierauf durch ihren Vormann, sie wüßten genug, und gaben einstimmig das Verdict „Schuldig.“ Während nun das Urtheil der Königin zur Bestätigung vorliegt, erscheint — die Nichte, und doch haben alle Zeugen die Wahrheit geredet. Die junge Dame hatte eingewilligt, ihrem Geliebten nach Frankreich zu folgen und sich dort trauen zu lassen. Unter dem Vorgeben einer Reise nach Schottland hatte dieser sich bis zu dem bestimmten Tage in der Nähe des Waldes verborgen, die junge Dame auf dem Spazierwege nochmals versucht, die Einwilligung des Dheims zu erlangen, und als dieser sie schlechterdings verweigert, zu ihm gesagt: „ich habe mein Wort gegeben und will es halten; verhindern Sie mich, so heißt das mich tödten; also bringen Sie mich nicht um Dheim, geben Sie mir nicht den Tod.“ Unmittelbar nachher war ein Schuß gefallen, dann war das Fräulein wirklich, Blumen pflückend, in der Nähe des Ortes, wo der Geliebte sie erwartete, hinter dem Dheim zurückgeblieben und mit jenem entflohen. Aus einem Zeitungsblatte hatte sie in Frankreich zufällig die über ihren Dheim verhängte Untersuchung gesehen und keinen Augenblick verloren, den unschuldig und doch nicht leichtsinnig Verurtheilten vom Galgen zu retten. So unzuverlässig ist menschliches Zeugniß, solches Flickwerk menschliches Wissen.

Von der Maul- und Klauenfeuche des Hornviehes, und ihren Folgen.

Diese seit einigen Jahren in Krain häufig vorkommende Hornviehkrankheit ist epidemischer Natur, sie verbreitet sich durch die Luft immer weiter, ohne der Berührung zu bedürfen, darum ist jede Vorsichtsmaßregel gegen deren Verbreitung vergebliche Mühe, jedes angerathene Präservativmittel ohne dem gewünschten Erfolge. Sie ist zwar nur selten lebensgefährlich, außer für die zur Zeit dieser Seuche säugenden Kälber, welche ausnahmslos absterben; allein das am Genuße des Futters durch große Schmerzen im Maule verhinderte Vieh mägert ungewöhnlich ab, die Kühe verlieren meistens die Milch, die Ochsen sind zur Arbeit unfähig, und es vergehen viele Wochen, ja Monate, bis sich das Vieh vollends erholt. Ein halbes Trinkglas voll Baumöl mit etwas Salz und einigen Tropfen Essig gleich beim Anfall eingegeben, lindert den Schmerz und beschleuniget den Verlauf der Krankheit. Während der Krankheit muß das Vieh mit kräftigen Getränken erhalten werden, weil es wegen wehigen Mauls kein sonstiges Futter kauen kann, im Sommer greift es wohl auch das weiche grüne Futter an, jedoch nur bei dem äußersten Hunger.

Ist die Krankheit heftig, so hinterläßt sie sehr häufig die unwillkommene Folge, daß das Vieh hinkt, und in den Klauen wehleidig wird. Die Eigenthümer, welche die eigentliche Ursache dieses Viehgebrechens nicht kennen, veräußern dasselbe in dem Wahne, daß es unheilbar sey, mit großem Schaden. Zu deren Verwahrung vor ähnlichem Schaden in der Zukunft theile ich sowohl die Ursachen des Hinkens, wie auch das Mittel zu dessen Heilung hier mit.

Bei heftiger Klauenfeuche lösen sich die Klauen von dem Fleische theilweise ab. In die dadurch entstandenen Zwischenräume gerathen Staub, Erde, selbst Sandkörner, welche Gegenstände nach und nach in die Fußsohle zwischen die alten und neuen Klauen schlüpfen, daselbst dem Vieh beim Austreten Schmerzen verursachen, sehr oft sogar Entzündung und Eiterung herbeiführen.

Sobald bei dem Hornviehe nach überstandener Klauenfeuche das Hinken wahrgenommen wird, muß dafür gesorgt werden, daß durch geübte Hand die alten Klauen, so weit sie sich von den neu wachsenden abgelöset haben, vorsichtig ausgeschnitten wer-

den. Die neuen Klauen erstarken dann schnell, das Vieh wird verlässlich nicht mehr hinken und zu jeder Arbeit wie vor der Krankheit taugen.

Dr. Drel.

Technologische Nachrichten.

Wiederbelebung der Knochenkohle.

Von Dr. Kreuzberg in Prag.

Ueber diesen, besonders für die Zucker-Fabrication so wichtigen Gegenstand ist Dr. Kreuzberg in Prag im Besitze eines Verfahrens, wodurch die Belebung bereits gebrauchter Knochenkohle in 18—24 Stunden beendet ist, und zwar geschieht dieß innerhalb des Filtrir-Apparates selbst (jedoch nicht durch Gährung). Die Kosten der Wiederbelebung belaufen sich für den Centner Knochenkohlen nicht höher, als auf 30—40 kr. C. M., wodurch der Kohle mindestens 90 Perc. ihrer ursprünglichen entfärbenden Kraft wieder ertheilt wird, wenn die Kohle von guter Qualität war; jene hingegen, von geringer Beschaffenheit, wie sie häufig im Handel vorkommt, besitzt nach dem auf diese Art erfolgten Wiederbelebungs-Prozesse mehr entfärbende Kraft, als vorher. Derselbe Prozeß ließ sich beliebig oft mit der bereits gebrauchten Kohle vornehmen und zwar nicht bloß für Rübenzucker-Fabriken, sondern überall da, wo es sich um Wiederbelebung einer Knochenkohle handelt, welche zum Reinigen vegetabilischer Flüssigkeiten gedient hat.

Feuilleton.

(Der unschätzbare Tractat.) Es gibt vielerlei Schätze in dieser Welt: der Geizige nennt seinen Mammon seinen Schatz, der Liebhaber nennt sein Mädchen so, der Ehemann seine Frau, wo es denn oft ein Euphemismus für Last ist; der Gelehrte nennt die Weisheit einen Schatz, den Niemand sehen kann; der Prediger spricht davon, ein gutes Gewissen sey der höchste Schatz, oder auch ein felsenfester Glaube sey der höchste Schatz, für den Bibliomanen ist ein altes, seltenes Buch ein Schatz, und so wird er, der Bibliomane, selbst wieder zu einer Schatzgrube für schlaue Antiquare und Büchertrödler. Ein solcher Mann alter Bücher, ein Bibliomane von echtem Schrot und Korn, reiste drei Jahre lang in allen alten Städten unseres alten Welttheils herum, da, wo noch Straßen mit einem gewissen

mittelalterlichen Geruche, alte Häuser mit gothischen Giebeln, alte Bücherlager mit alten, grauen, nach-eulenartigen Trödlern zu finden sind. — Endlich kehrte er, um einen poetischen Ausdruck zu gebrauchen, unter das heimische Dach zurück. „Liebe Frau,“ sagte er zu der, die am Altare die Seine geworden war, und die er beinahe so lieb hatte, als wäre sie ein Incunabel gewesen, „jetzt bin ich ganz zufrieden, jetzt habe ich gefunden, was ich suchte, jetzt bin ich ein reicher Mann.“ Und damit öffnete er ein Kästchen, an dem drei schwere Schlösser hingen und nahm voll Freude ein altes, kleines Buch daraus hervor. — „Sieh,“ sagte er, „das Suchen nach diesem Schatze hat mich drei Jahre Lebens gekostet, aber der Lohn ist auch schön: es ist ein alter, alchymistischer Tractat, für hundert Louisd'or habe ich ihn gekauft; der Unwürdige der ihn besaß, wußte seinen Werth nur so gering zu achten! — Und damit ging der Bibliomane ruhig an den Kamin und warf den Tractat, aus dem man erfahren sollte, wie Gold gemacht und der Stein der Weisen gefunden werde, in die lodernnden Flammen. — „Nicht wahr, liebe Frau, du hältst mich jetzt für einen Narren (dafür hielt ich dich schon lange, dachte die Frau), aber das Opfer, das ich so eben brachte, war erforderlich, und erst jetzt darf ich mich stolz einen Reichen nennen. Sieh, in meiner Bibliothek, gleich vorn, rechts in der dritten Reihe, steht ein Exemplar des Tractates, den ich eben verbrannte, es gab nur noch zwei Exemplare davon, das eine existirt jetzt nicht mehr, und so ist das, welches ich besitze, wahrhaft unschätzbare geworden.“

(Der Elephant in Paris.) Vor einigen Tagen war der Elephant im Pflanzengarten aus seinem Käfig gebrochen, und spazierte mit ungemessener Wildheit durch den Garten. Augenblicklich wurden die Pforten geschlossen, und das Publikum floh in größter Eile nach allen Richtungen. Eine Frau mit einem Kinde ward in dem Getümmel niedergeworfen und der Elephant erreichte sie; indeß that er beiden nichts zu Leide, und schob sogar das Kind mit seinem Rüssel sorgfältig auf die Seite. Nach einiger Zeit kehrte das Thier gutwillig in sein Behältniß zurück.

(Jüngst löste ein Berner Oberländer,) der 80jährige Fahrni von Hornbach, im Teufenthal, abermals ein Patent für die Gemsejagd, die der kraftvolle Mann auch in den letzten Jahren auf den höchsten Alpen mit gutem Erfolge betrieben hat.

Verleger: Ignaz Alois Edler v. Kleinmayr.

Dem heutigen Jllhr. Blatt liegt der Titel und Inhalt zum vor. Jahrgang 1840 bei.